



HELGA HIRSCH
ENDLICH
WIEDER LEBEN

Die fünfziger Jahre im Rückblick von Frauen

Siedler

Inhaltsverzeichnis

ZWISCHEN ENGE UND AUFBEGEHREN

Zum Beispiel Christina Thürmer-Rohr

FRAU, EHE UND FAMILIE

Zum Beispiel Roswitha Wisniewski

ÜBER SITTLICHE UND UNSITTLICHE BEZIEHUNGEN

Zum Beispiel Friederike Schulze-Holzwickede

FRAUENPOLITIK - DAS VORZEIGEPROJEKT DER DDR

Zum Beispiel Herta Kuhrig

VON DEUTSCHLAND NACH DEUTSCHLAND

Zum Beispiel Heidi Lüneburg

VERFOLGT UND VERHAFTET

Zum Beispiel Anita Gossler

AUFBRUCH IN DEN WOHLSTAND

Zum Beispiel Käthe Dippel

ERINNERN GEGEN SCHWEIGEN

Zum Beispiel Rosemarie Heise

ENDLICH WIEDER LEBEN

Zum Beispiel Gudy Fichelscher

ANMERKUNGEN

BILDNACHWEIS

Copyright

ZWISCHEN ENGE UND AUFBEGEHREN

Zum Beispiel Christina Thürmer-Rohr

Die meisten Reden über die fünfziger Jahre gehen mir ziemlich gegen den Strich, weil immer behauptet wird, sie seien durchgehend muffig, bieder und verklemmt und zentral vom Wirtschaftswunder bestimmt gewesen. Meine Erfahrungen sind ziemlich anders. Mein Leben war armselig, beengt, weitgehend abgeschnitten von der Welt, aber nach innen ausschweifend und ungebunden. Einerseits war ich hochgradig belastet, andererseits angefüllt mit hochgetriebenen Wünschen und Sehnsüchten nach einem anderen Leben. Ich war begeisterungsfähig und zukunftsüchtig, hatte kaum Vorbilder, vieles war selbst gefunden und selbst gemacht. Wenig Außenbeziehungen und viel Innenleben: Das war für mich das Wesentliche dieser Zeit.

Ich bin geboren im damaligen Pommern, dem heutigen Polen. Neuwedell, heute Drawno, war eine unscheinbare Kleinstadt, mein Vater hatte dort seine erste Pfarrstelle. Schon vor Kriegsbeginn wollte er Soldat sein – sich »nicht drücken vor der Verantwortung«, wie er schrieb – und meldete sich 1938 freiwillig zum Militär. Da war ich noch nicht zwei Jahre alt. Ich kannte ihn nur als Urlaubsgast in Uniform und hatte eine große Distanz zu ihm. Gleichzeitig waren meine viereinhalb Jahre ältere Schwester und ich ununterbrochen mit ihm beschäftigt. Unser Lieblingsspiel hieß: »Vati kommt auf Urlaub.« Das Spiel begann damit, dass das Telefon in der Puppenstube läutete: Morgen kommt er nach Hause! Daraufhin entwickelten wir eine fieberhafte Aktivität, räumten die Puppenstube auf, putzten die Möbel,

pflückten Blumen - alles für den Moment seiner Ankunft. Wenn er dann kam, war das Spiel zu Ende. Da versagte meine Fantasie.

Mein Vater war überzeugter Nationalsozialist und gleichzeitig Mitglied der Bekennenden Kirche. Wie es möglich war, eine oppositionelle Haltung evangelischer Christen mit der nationalsozialistischen Ideologie zu vereinbaren, ist mir ein Rätsel. Unverständlich bleibt mir auch sein Verhalten nach der so genannten Reichskristallnacht 1938. In der übervollen Kirche von Neuwedell soll er sich in einer Predigt gegen die Gewalt an Juden und jüdischen Geschäften ausgesprochen haben. Jedenfalls wurde er anschließend von der Gestapo abgeholt, anderthalb Tage später allerdings wieder frei gelassen. Ich nehme an, dass er wie viele andere die Gewalt der SA tatsächlich ablehnte, aber die nationalsozialistische Politik weiterhin unterstützte.

Sein letzter Anruf im August 1941 kam aus der Umgebung von Leningrad; meine Mutter war nicht zu Hause. Das Hausmädchen gab mir den Hörer. Ich war aber so gehemmt, dass ich kaum ein Wort über die Lippen brachte. Was er sagte, weiß ich nicht mehr. Zwei Tage später war mein Vater tot. Da war er 37 Jahre alt. Ich war die letzte Person aus der Familie, mit der er gesprochen hat. Für meine Mutter war sein Tod wie das Ende ihres Lebens. Er war ihre einzige große Liebe gewesen, ihr ganzer Lebensinhalt und Lebenszweck. Sie hat nie eine andere Beziehung gesucht, und bis zu ihrem Tod ist sie ihm treu geblieben.

Nach dem Tod meines Vaters kam eine Todesnachricht nach der anderen. 1941 fiel der Schwager meiner Mutter, 1942 mein Patenonkel, 1944 der Bruder meiner Mutter, 1945, unmittelbar nach der Kapitulation, starb völlig unerwartet auch ihr Vater. In bleibender Erinnerung sind mir die vielen schwarz gekleideten Frauen und das tieftraurige, aber immer beherrschte Gesicht meiner Mutter, die Fotos in der Wohnung vom Grab meines Vaters in Russland, sein

Ehering neben ihrem an ihrer rechten Hand. Meine Mutter war zwar eine tapfere Frau, sie klagte kaum, aber ihre Verzweiflung hing wie eine dunkle Wolke über uns.

Meine Erinnerungen an die letzten Kriegsjahre sind düster. Eines Tages wurden die Kirchenglocken abgeholt. Wir lebten in einem schönen, großen Pfarrhaus im Zentrum des Ortes gleich neben der Kirche. Ein Foto zeigt mich auf einem Lastwagen neben den abgenommenen Glocken. Ich wusste, sie würden nicht mehr läuten, es waren nun Glocken zum Kriegsdienst, für Kugeln an der Front. Erschreckt hat mich auch die Einquartierung von vierzig Soldaten auf dem Marsch Richtung Osten in unserem Haus. Ich fürchtete diese vielen fremden Männer, die sich, da wir kein fließendes Wasser hatten, mit lautem Getöse und nacktem Oberkörper an der Pumpe im Garten wuschen.

Einmal hörte ich meine Mutter zu einem Wehrmachtsoffizier sagen, ich sei ein schwieriges Kind. Das habe ich als Verrat empfunden, ich fühlte mich bloßgestellt. Ich hatte tatsächlich Angst: vor Mäusen, Fröschen, Hunden, Würmern und Gewitter, vor allem vor fremden Leuten. Ich ging nicht allein vor die Tür, wollte nicht in den Kindergarten, kannte jahrelang kein einziges Kind außer meiner Schwester. Ich war aber nicht nur extrem schüchtern, ich schwankte zwischen Ängstlichkeit, Aufsässigkeit und Rebellion, ich war ziemlich eigensinnig, mit mir konnte man nichts machen, was ich nicht selber wollte. Ich war nicht das, was man »ein nettes Mädchen« nennt. Viele Leute fanden mich unmöglich – und ich mich selbst oft genug auch.

Nach dem Tod meines Vaters mussten wir das Pfarrhaus in Neuwedell räumen. 1943 zogen wir in ein westfälisches Dorf, wo die Familie des Bruders meiner Mutter wohnte. Die bedrückte Stimmung hielt unverändert an. Meine Schwester und ich blieben mit unserem Vater beschäftigt, auch wenn wir seine Ankunft nicht mehr vorbereiten konnten. Er war der gute Mensch schlechthin, der überall und immer fehlte.

Er sah vom Himmel auf uns herab und begleitete uns Tag und Nacht. Ich malte Bilder, die ihn beim Keksebacken zusammen mit den Engeln zeigen. Zu Weihnachten und an seinem Todestag machten wir meiner Mutter Geschenke mit gepressten Blumen, mit reich bebilderten, selbst gemachten Gedichten und selbst erfundenen Geschichten. Und sie schlug über ihrem Bett einen Nagel in die Wand, an den sie die Soldatenmütze ihres Mannes hängte.

Ich litt vor allem unter der Bedrücktheit meiner Mutter. Weil wir im Zuge der Wohnraumbewirtschaftung als »Einquartierte« oder »Evakuierte« in das Dorf kamen, hatte sie ständig das Gefühl, wir würden anderen Leuten Raum wegnehmen, wir könnten stören oder auffallen. Wir benahmen uns so still und unauffällig wie möglich, so, als wären wir gar nicht da.

In diesem Dorf lebten wir die letzten Kriegsmonate. Wir hörten und sahen die Bombengeschwader am Himmel, auf dem Schulweg rasten Tiefflieger über unsere Köpfe, und alle Schulkinder hatten die Weisung, sich sofort in den Straßengraben zu werfen. Oft saßen wir nachts in der Küche hinter zugeklebten Fenstern bei einer schwarz verhängten Lampe, hörten das tiefe Brummen der Flugzeuge und warteten auf die Entwarnung vom Bombenalarm. Von unserem Keller aus konnten wir sehen, wie die Nachbarstadt brannte und die Kirchtürme unter den Bombenangriffen zusammensanken.

Meine Schwester war meine wichtigste Bezugsperson. Sie hat sich immer mit großer Selbstverständlichkeit um mich gekümmert, hat mich während der nächtlichen Fliegerangriffe in Decken eingewickelt und mir vorgesungen: »Breit aus die Flügel beide ... dies Kind soll unverletzt sein.« Ich glaube, sie hat das als ihre Aufgabe angesehen und war irgendwie auch stolz darauf. Im Übrigen waren wir der Meinung: Wir haben keinen Grund zum Klagen, uns geht es verhältnismäßig gut, wir haben überlebt.

1945, nach Kriegsende und dem Tod meines Großvaters, zogen wir in die v. Bodelschwingschen Anstalten Bethel in die Nähe von Bielefeld. Eigentlich durften in der Anstalt nur Leute wohnen, die professionell mit der Betreuung der Patienten betraut waren. Aber weil meine Großeltern dort als Diakone gearbeitet hatten, durften wir mit in die Zweieinhalb-Zimmer-Wohnung unserer verwitweten Großmutter einziehen – allerdings unter strengen Auflagen: Meine Großmutter verbot uns, irgendetwas in ihrer Wohnung zu verändern. Sie behielt das einstige Elternschlafzimmer, meine Mutter schlief im Wohnzimmer auf der Couch, meine Schwester in einem angebauten Stall mit Blechwänden und ich – am komfortabelsten – im ehemaligen kleinen Esszimmer meiner Großeltern, in dem ich nun zehn Jahre lang kein einziges Möbelstück umstellen, keinen Stuhl, keine Blumenvase verrücken, kein Bild abnehmen, kein Buch oder Spielzeug liegenlassen durfte.

Wir lebten äußerst eingeschränkt. Vor allem hatten wir kein Geld. Es gab noch keine Regelungen für die Pfarrerswitwen aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten. Von Februar 1945 an waren sämtliche Zahlungen der Konsistorialkasse der Evangelischen Kirche an uns eingestellt. Meine Mutter ging hamstern in umliegende Dörfer, und oft kam sie nach stundenlangen Fahrradtouren mit einem Ei oder 20 Gramm Mehl zurück. 1950 erhielten wir eine Nachzahlung von 52 Mark, erst von 1951 an erhielten meine Mutter eine Rente von 40 Mark, meine Schwester und ich eine Halbwaisenrente von je 10 Mark. Davon zu leben war unmöglich.

Mehr als das fehlende Geld belastete mich allerdings das Leben in der Anstalt. Bethel war 1867 von der Inneren Mission für epilepsiekranken Menschen gegründet worden und hatte sich mittlerweile zum größten diakonischen Unternehmen in Europa für neurologische und psychiatrische Erkrankungen entwickelt. In der NS-Zeit hatte die Anstaltsleitung die ihr anvertrauten Menschen vor der

Euthanasie retten können - mit Ausnahme von sieben jüdischen Patienten, die angeblich in ein anderes Heim verlegt, in Wirklichkeit in eine der Tötungsanstalten abtransportiert worden waren. Nach dem Krieg nahm Bethel auch schwer kriegsverwundete Soldaten und manche Heimatlose verschiedenster politischer Couleur auf, obwohl über tausend Pflegeplätze durch Bombenangriffe zerstört waren.

Bethel war ein sonderbarer Ort. Man darf ihn sich nicht vorstellen als einen geschlossenen Krankenhausbetrieb, sondern als eine kleine Stadt, deren Mehrheitsbevölkerung aus Außenseitern, Verrückten im wörtlichen Sinne bestand - Menschen, bei denen die Grenzen zwischen Normalem und Abweichendem, zwischen Krankheit und Gesundheit verrückt waren. Sie sollten hier ohne Diskriminierung leben können und waren - im Unterschied zu heute - überall präsent. Sie mussten praktisch ohne Medikamente und Behandlung auskommen, als einzige Therapie galt das Christentum. Auf mich wirkten die Menschen hier noch düsterer als alle anderen, die mir zuvor begegnet waren. Auf den Straßen, den Waldwegen, in der Post, in der Kirche, auf den Friedhöfen, in den Handwerksbetrieben - überall schwerkranke Menschen, Schizophrene, Depressive, Demente, vor allem Epileptiker mit ihren Ledersturzhelmen, ihrem schleppenden Gang und den vom Brom aufgedunsenen Gesichtern. Auf dem Weg zur Schule begegnete mir regelmäßig ein Mann in elegantem Anzug, der mit einem Bollerwagen Post für die nervenkranken Männer abholte. Oft fing er plötzlich laut zu singen an, lief wild gestikulierend mit kleinen Trippelschritten hin und her über die Straße, warf seinen Hut in die Luft, schnitt Grimassen und setzte dann seinen Weg fort, als sei nichts geschehen. Ich hatte Angst vor solchen Unberechenbarkeiten, war erschrocken und verwirrt.

Epileptische Anfälle und Absenzen gehörten zum Alltag. Einmal lag ein Mann tot neben unserer Haustür, er war an

einem Anfall erstickt. Ein anderes Mal, als ich in einer Schlange vor dem Postschalter wartete, fiel plötzlich ein schwerer Mann neben mir zu Boden mit schrecklichen Schreien und Krämpfen. In der Kirche, wo ich später regelmäßig Orgel spielte, häuften sich die Anfälle besonders an Feiertagen wie Weihnachten und Ostern. Die Patienten wurden dann aus der Kirchenbank in einen kleinen Vorraum getragen, wo man sie laut stöhnen hörte.

Wenn ich abends zum Üben in die Kirche ging, brauchte ich Mut. Der Strom war aus Ersparnisgründen immer abgestellt, also musste ich mich erst durch das schwarze Kirchenschiff tasten, um im Elektrokasten neben dem Altar den Hauptschalter umzulegen. Auf diesem Weg durch die stockdunkle Kirche fürchtete ich immer, dass vielleicht ein Epileptiker zwischen den Kirchenbänken liegen oder ich gegen einen Sarg stoßen könnte, denn die Särge wurden schon einen Tag vor der Beerdigung im Altarraum aufgebahrt.

Besonders bedrückend waren die Kriegsversehrten, meist junge Männer. Viele hatten schwerste Gesichtsverbrennungen, anstelle des Mundes oder der Augen nur Löcher. Sie zogen ihre Hüte tief ins Gesicht, um ihre Entstellungen zu verbergen. Andere waren beinamputiert und bewegten sich mit Holzkrücken vorwärts, die bis unter die Achseln reichten. Manche hatten gar keine Beine mehr; sie saßen, weil es keine Rollstühle gab, auf zusammengezimmerten Brettern, unter denen Rollen angebracht waren, und stießen sich mit den Händen vom Boden ab.

Bethel wurde für mich eine Schule, in der ich etwas über die Würde des zerstörten und ver-rückten Lebens lernte und in der keine Hierarchien zwischen Kranken und Gesunden zugelassen waren. All die Krankheiten und Verletzungen gehörten zum Ort dazu, sie waren alltäglich und nicht sensationell. Aber gleichzeitig blieb diese Welt erschreckend und voller Bedrückungen. Für ein Kind war die Konfrontation

mit der Nicht-Normalität ein großer Schock, und ich habe immer Angst gehabt.

Ich blieb möglichst zu Hause, zog mich stundenlang zurück auf den Drehstuhl vor dem Klavier, meinem Hauptaufenthaltsort außerhalb der Schule. Aber eine richtige Beheimatung war das auch nicht, weil ich immer fürchtete, meine Großmutter zu stören. Und wie schon zuvor in dem westfälischen Dorf hatte ich das Gefühl: Eigentlich sollte ich unsichtbar sein, am besten gar nicht existieren.

Gegen meine Großmutter entwickelte ich eine geradezu krankhafte Allergie. Sie war ungebremst egoistisch. Von dem Viertelliter Milch, der uns Kindern täglich zugeteilt war, trank sie heimlich drei Viertel selbst und füllte den Rest mit Wasser auf. Sie hat uns ständig vermittelt, dass wir dankbar sein müssten, dass sie durch uns eingeschränkt würde, dass wir eigentlich gar kein Recht hätten, bei ihr zu wohnen und dass unser Glück auf dem Tod unseres Großvaters aufgebaut sei. Sie konkurrierte ständig mit meiner Mutter um die Rolle des größten Opfers. Wer leidet mehr: sie, die ihren Mann nach 41 Ehejahren verlor, oder meine Mutter, der dies bereits nach zehn Jahren widerfuhr? Meine Großmutter fand natürlich, dass sie am härtesten getroffen sei, weil sie fast ihr ganzes Leben mit ihrem Mann verbracht hatte. Meine Mutter schwieg dazu und dachte sich ihr Teil.

Meine Mutter, meine Schwester und ich hielten wie Pech und Schwefel zusammen. Wir waren gleichberechtigt, gleichgestellt und wurden immer die drei Schwestern genannt. Mit meiner Mutter gab es zumindest keinen offenen Streit, und meine Schwester und ich stritten uns nie. Mich quälte allerdings unsere geballte Inkompetenz. Wir »konnten« das Leben nicht, all die erforderlichen, üblichen Dinge des Alltags. Meine Mutter vermochte zwar auf Menschen zuzugehen, mit ihnen zu reden und freundlich zu sein, aber wenn sie eine Lampe anschließen oder den Antrag auf Witwenrente einreichen sollte, war sie völlig hilflos. Gegen Widerstände konnte sie sich nicht

durchsetzen. Als zum Beispiel eine Textilfabrik in Bielefeld aufgelöst und Stoff an die Bevölkerung verteilt wurde, war sie vom Drängeln der Leute so abgestoßen und verängstigt, dass sie nur einen übriggebliebenen Stoffrest mit nach Hause brachte: einen harten, grauen Uniformstoff, aus dem ich dann ein Kleid genäht bekam.

Für mich war es schlimm zu erleben, wie meine Mutter von den »heilen« Familien gemieden wurde, obwohl sie bei allen beliebt war. »Wir Kriegerwitwen«, schrieb sie später in ihren Lebenserinnerungen, »wurden sowieso nicht von den Ehepaaren eingeladen. Man stand völlig außerhalb. Den alleinstehenden Frauen ging man doch mehr oder weniger aus dem Wege.« Bei einem Frauenüberschuss von mehreren Millionen waren Witwen suspekt. Man unterstellte ihnen, dass sie den Ehefrauen die Männer wegnehmen wollten. Da hörte selbst im frommen Bethel die Nächstenliebe auf. Die Heilgebliebenen separierten sich von den Blessierten, die mannlosen Frauen gerieten ins Abseits, die Kluft zwischen den Sanierten und den Dauergeschädigten blieb unüberbrückbar. Freundschaften entwickelte meine Mutter nur zu anderen Kriegerwitwen.

Ich habe damals ein vehementes Misstrauen gegen heile Welten und heile Familien entwickelt. Schon seit der Kriegszeit war mein Weltbild skeptisch: Die Welt liegt in Trümmern, die Orte sind zerbombt, die Autoritäten demontiert, die Familien unvollständig, die Unbeschädigten selbstgerecht, ein heiles Leben ist trügerisch. Ich konnte mir nur schwer vorstellen, dass es etwas wirklich Schönes im Leben gibt und dass das Leben wirklich lebenswert ist. Als Zehnjährige sagte ich einmal zu meiner Schwester, ich verstehe überhaupt nicht, warum die Todesstrafe etwas Abschreckendes sei. Einfach erschossen zu werden, sei doch nichts Schlimmes, Schmerzen und Folter seien doch viel schlimmer.

Mein ganzer Trost wurde die Musik. Bethel hatte zu der Zeit einen begnadeten Organisten und Chorleiter, der

mehrere Chöre und Orchester gegründet hatte – für Kranke und für Gesunde getrennt. Als Kind war ich in der Choralsingschule, später im Heinrich-Schütz-Kreis, einem so genannten Elitechor, mit dem wir oft zu Konzerten unterwegs waren mit wunderbaren Programmen – den Oratorien und Motetten von Bach, mit Werken von Schütz, vielen Madrigalen, ab und zu auch mit zeitgenössischer Musik, etwa von Johannes Drießler.

Ich habe auch viel für mich allein gesungen. Zum Beispiel Trostlieder aus dem Dreißigjährigen Krieg. Ich kannte alle Texte der Paul-Gerhardt-Lieder auswendig. »Was hast du unterlassen/zu meinem Trost und Freud/als Leib und Seele saßen/in ihrem größten Leid!/ Als mir das Reich genommen/da Fried und Freude lacht/da bist du, mein Heil, kommen/und hast mich froh gemacht.« Oder: »... wer nur auf diese Zeit/sein Hoffnung weiß zu geben/der führt ein totes Leben/und stirbt in Traurigkeit.« »Mein Herze geht in Sprünge/ und kann nicht traurig sein,/ist voller Freud und singet,/sieht lauter Sonnenschein.« Und: »Auf, auf gib deinen Schmerzen/und Sorgen gute Nacht.« Meine Großmutter hat mir später zu meiner großen Verwunderung erzählt, sie habe abends oft vor meiner Tür zugehört, wenn ich im Dunkeln im Bett lag und stundenlang sang.

Meine Mutter, ebenfalls eine Musikbegeisterte, hatte mir schon im Alter von fünf Jahren die Anfänge auf dem Klavier beigebracht, anschließend erhielt ich Klavierunterricht bei einer Musikstudentin. Und schon als Kind schlich ich um die Kirche herum, wenn jemand Orgel übte. Ich wollte unbedingt Orgelspielen lernen, und ab fünfzehn, als ich die entsprechende Körpergröße erreicht hatte, bekam ich kostenlosen Unterricht. Das hatte Konsequenzen, denn ich wurde als Orgelschülerin bald in den Gottesdienst- und Musikbetrieb eingebunden. Mindestens drei Mal die Woche musste ich irgendwo spielen – bei den vielen Gottesdiensten, den Abendandachten und Beerdigungen,

später auch bei Orgel- und anderen Konzerten. Ein Jahr vor dem Abitur bekam ich auch noch Gesangsunterricht.

Ich habe Bethel also viel zu verdanken, an einem anderen Ort wäre das alles nicht möglich gewesen. Die Musik wurde eine Art Überlebensmittel, sie war ein Ort der Konzentration und des Rückzugs und zugleich ein öffentlicher und ein sozialer Ort. Vor allem aber schuf die Musik einen Zugang zu einer transzendenten Welt, die über die alltägliche Enge hinausführte und das armselige Leben vergessen ließ.

Vom Wirtschaftswunder haben wir überhaupt nichts mitbekommen. Wir hatten keinen Kühlschrank, keinen Staubsauger, keinen Elektroherd, kein Telefon, auch keine Zeitung, ein Radio erst 1954. Der Mangel war uns aber gar nicht bewusst, denn die meisten Menschen in Bethel hatten nur wenig. In der Anstalt herrschte eine andere Orientierung, das Streben nach Konsum und materiellen Gütern fanden wir überflüssig oder sogar degoutant. Ich weiß nicht, ob das einfach Abwehr war, eine »Saure-Trauben-Reaktion«. Jedenfalls kann ich mich nicht erinnern, dass wir frustriert oder neidisch waren, wenn andere etwas hatten, was wir uns nicht leisten konnten. Es interessierte uns einfach nicht.

Ich hatte Freude an Dingen, die nichts kosteten. Zum Beispiel habe ich Listen angefertigt, wann welche Vögel im Frühjahr auftauchten und wann sie im Herbst wieder abzogen, habe Blumen und Gräser nach der Natur gezeichnet, seitenlang Noten abgeschrieben und Gedichtheft angelegt. Und ich war hingerissen von den schönen Buchen im Mai und im Oktober. Dabei sehnte ich mich ständig nach Gesprächen mit anderen Menschen, die zu führen wegen meiner Schüchternheit allerdings immer wieder an Grenzen stießen.

All das findet sich in meinen Tagebüchern, in denen ich seit meinem dreizehnten Lebensjahr täglich alle Erlebnisse, Gedanken und Kümmernisse dokumentiert habe. Es gab in Bethel einen einzigen, ärmlich ausgestatteten Laden, und

wenn ich dort Papier kaufen wollte, sagte die Verkäuferin jedes Mal: »Dieses Heft ist gerade das letzte.« Damit möglichst viel auf eine Seite passte, entwickelte ich eine winzige Schrift, die außer mir kein Mensch lesen konnte und die ich selbst heute kaum noch entziffern kann.

Ich quälte mich mit Fragen nach dem Sinn des Lebens. Ich wollte wissen, ob feste Fundamente und klare Wegweiser eigentlich unentbehrlich sind oder ob wir einfach unseren Gefühlen trauen können. Trotz des frommen Umfelds fand ich zum Glauben keinen rechten Zugang. In den Predigten war immer wieder die Rede von der »Kraft des Bösen«, von der »Erbsünde«, der »Schuld des Menschen«, der »zu tragenden Last«. Ich sah mich konfrontiert mit einem Unheil ohne Ursache, gegen das ich mich sperrte. Nur störrisch habe ich das Sündenbekenntnis mitgesprochen: »Ich armer, sündiger Mensch bekenne, dass ich gesündigt habe mit Gedanken, Worten und Werken, auch in Sünden empfangen und geboren bin ...« Warum ich sündig geboren sein und eine schreckliche Erbsünde in mir tragen sollte, leuchtete mir nicht ein, ebenso wenig die meisten religiösen Rituale und kirchlichen Auslegungen.

Einmal diskutierte ich meine Zweifel mit einer Schulfreundin, die ebenfalls vaterlos war. Wir saßen - wie immer in den Schulpausen - auf einer Friedhofsbank unter großen Buchen und erörterten Grundfragen wie: Gibt es einen Gott oder ist Gott vielleicht nur eine Erfindung der Menschen? Wir argumentierten hin und her. Gibt es vielleicht statt Gott nur den Glauben an Gott, weil Menschen ohne ihn verzweifeln würden? Oder ist es - wie ich ins Tagebuch schrieb - »ein Gottesbeweis, dass der Mensch von jeher zwar nicht die Erfahrung, aber eine Idee von Gott hatte? Also muss ihm Gott selbst all das gegeben haben: den Gedanken an seine Existenz und das Verlangen nach ihm.« Dann wäre der Glaube selbst eine Schöpfung Gottes - also ein Gottesbeweis.

Auch im Bethel der Nachkriegszeit blieb der Krieg allgegenwärtig – als Rede vom »schrecklichen Krieg«, vom Bösen, von der »Schuld des Menschen«, der Krieg als eine eigenartig ursachenlose Katastrophe. »Nie wieder Krieg« – darüber herrschte Einvernehmen. Aber »Nie wieder Auschwitz« hat damals niemand gesagt. Über die Vernichtung und die Vernichter von Juden, Polen, Zigeunern, Schwulen et cetera wurde nicht gesprochen. Alle waren irgendwie Opfer, es gab keine Täter, jedenfalls keine deutschen Täter. Auch in dem Film *Die Mörder sind unter uns*, den ich Anfang der fünfziger Jahre zum ersten Mal sah, wurde nicht aufgeklärt, was in den Konzentrationslagern geschehen war und wer wen umgebracht hatte. Auf dem Soldatenfriedhof in Dahn im Schwarzwald, auf dem wir einmal nach dem Grab des Bruders meiner Mutter suchten, war ich hin- und hergerissen zwischen Mitleid und Anklagen, die keine Adresse hatten.

1955 war eine Medizinstudentin in unsere Klasse eingeladen worden, um über ihre Flucht aus der DDR zu berichten. Sie war erwischt worden, als sie mit einer Studentengruppe Flugblätter aus West-Berlin verteilen wollte. Sie hatte im Gefängnis gesessen, war geprügelt worden. Zu ihrem Verlobten, der zu drei Jahren verurteilt worden war, hatte sie keinerlei Kontakt. Für mich war das alles neu. Ich war erschüttert. »Ich kam mir vor«, schrieb ich ins Tagebuch, »als hätte ich mein ganzes Leben bisher hinterm Ofen gesessen.«

Am meisten berührt hat mich im selben Jahr die Freilassung der deutschen Soldaten aus russischer Gefangenschaft. Adenauer hatte bei seinem Besuch in Moskau 10 000 deutsche Kriegsgefangene und 20 000 inhaftierte Zivilisten freihandeln können. Als die Transporte im Lager Friedland ankamen, habe ich stunden- und tagelang am Radio gehangen und mir schluchzend die Übertragungen angehört: die Begrüßungsreden der Soldaten, den Choral »Nun danket alle Gott« und schließlich

das Verlesen der endlosen Namenslisten. Ich wollte damals unbedingt über das Rote Kreuz Kontakte herstellen, Pakete verschicken. Vor allem wollte ich einen heimatlosen Heimkehrer in unsere enge Wohnung aufnehmen, einen von denen, die nach Hause und dann doch nicht nach Hause kamen, weil es nach zehn Jahren Gefangenschaft für sie kein Zuhause mehr gab, weil das Haus kaputt war und die Eltern tot und die Frau sie vergessen hatte.



[Bild 1](#)

Die Männer, die als Soldaten in den Krieg gezogen und versehrt an Leib und Seele zurückgekehrt waren, nannte man Krüppel - mitleidlos, auch respektlos und ohne Dankbarkeit. Es waren viele, und sie erinnerten geradezu allgegenwärtig an das, was man vergessen wollte. Die Welt sollte wieder hell und heil werden.

Ich versuchte, auch Mitschülerinnen für meine Aktion zu gewinnen, doch die wehrten ab, das sei nichts als ein aufflackerndes Gefühl von kurzer Dauer.

Wie sich später herausstellen sollte, war dieses Mitgefühl für die Heimkehrer bei mir allerdings nicht von kurzer Dauer. 1958 begegnete ich einem Studenten, der sich von den Übrigen in jeder Hinsicht unterschied. Er war ein Außenseiter, älter als die anderen, und er sah aus wie ein ehemaliger Soldat, wie einer der Heimkehrer aus Friedland. Im Nachhinein erinnert er mich an Beckmann in Wolfgang Borcherts Drama *Draußen vor der Tür*. Er trug noch dreizehn Jahre nach dem Krieg einen Soldatenmantel und sah unendlich traurig aus. Meist schwieg er, aber wenn er sprach, klang es druckreif. Er wirkte auf mich geheimnisvoll, fremd, unnahbar, gefangen in einem Schmerz, von dem aber niemals gesprochen wurde. Ausgerechnet in ihn verliebte ich mich.

Er kam aus der DDR, war mit vierzehn Jahren als Flakhelfer eingezogen worden, in russische Kriegsgefangenschaft geraten und auf äußerst komplizierten Wegen zurückgekommen – ein depressiver, irgendwie verlaufener, hoch komplizierter Mensch –, heute würde ich sagen, er war ein Autist. Ich musste ihn mit Vorsicht behandeln, durfte nicht unbedacht mit ihm umgehen. Anfangs habe ich nicht begriffen, dass er Alkoholiker war. Er versandete immer mehr, und nach zehn Jahren komplizierter Beziehung habe ich mich von ihm getrennt. Einige Jahre später starb er am Alkohol. Noch ging ich allerdings in Bethel in die Schule.

Ich war keine gute Schülerin, machte zu viel gleichzeitig: jede Woche Orgelunterricht, Klavierunterricht, Gesangsunterricht, mehrere Chorproben und regelmäßig Orgeldienst. Die Schule kam viel zu kurz. Ich schwankte immer zwischen dem Gefühl völliger Unfähigkeit und der Vorstellung: Ich kann das alles, wenn ich mich nur anstrenge. Aber gerade das gelang mir nicht. Ich war immer müde, hatte oft Kopfschmerzen, Magenschmerzen, konnte nicht schlafen, war außerdem ständig unglücklich verliebt. Meine Berufsfindungsprozesse waren ein Drama, die Ideen

wechselten von Tag zu Tag, das Spektrum reichte von Hebamme bis Mannequin, von Bibliothekarin bis Musikerin, von Fürsorgerin bis zum Studium von Germanistik, Romanistik, Musikwissenschaft, Philosophie oder Psychologie. Ich war beim Abitur 1956 die Einzige, die nicht wusste, was sie werden wollte.

Es war meine Deutschlehrerin, die mir geholfen hat. Sie hat nicht nur meine Zerrissenheit gespürt, sie hat auch gemerkt, wie mich die ständige Sorge um meine Mutter in Abhängigkeit hielt. Ihr Rat lautete, ich müsse ganz frei werden, mich selbst ausbilden, mich innerlich und äußerlich von meiner Mutter lösen und auf ihren bemitleidenswerten Zustand keine Rücksicht nehmen. Sie ermutigte mich zu studieren, trotz aller Hindernisse und obwohl meine Mutter panische Angst vor dem Tag hatte, an dem ich von zu Hause weggehen würde. Die Entscheidung fiel mir nicht leicht. Um meine Mutter hatte ich zunehmend Angst. »Sicherlich kann ich ihr nicht helfen, wenn ich hier bleibe, aber ich könnte es verschlimmern, wenn ich weggehe.« Dass ich den Absprung trotzdem schaffte, habe ich nicht zuletzt dieser Lehrerin zu verdanken.

Der Auszug aus Bethel war tatsächlich eine große Befreiung. Die Anstalt war ein Schutzraum gewesen, aber auch ein Gefängnis. Freiburg, mein erster Studienort, erschien mir wie die ganze Welt und das Studium wie das Paradies. Ich wurde zwar nicht plötzlich zu einem anderen, unbeschwerten Menschen, aber niemand kontrollierte mich mehr. Ich kämpfte gegen die Selbstlähmungen und Erfahrungsmängel an und tat das, was ich mir vorher immer nur vorgestellt hatte.

In Bethel war mir etwa verboten gewesen, die Haare abzuschneiden. Da hatte ich mir heimlich die Haare an der Stirn abgerissen, um wenigstens einen Pony aufweisen zu können. Und weil ich natürlich keinen Stift hatte, um mir die Augenbrauen zu schminken, habe ich Streichhölzer angezündet und die Brauen mit der Kohle nachgezogen. Das

war jetzt vorbei. In Freiburg habe ich mir die Haare gefärbt, knallrot, das war zu jener Zeit noch ziemlich ungewöhnlich. Als ich später etwas mehr Geld hatte, habe ich nur noch Stöckelschuhe getragen, so dass ich mit acht bis zehn Zentimeter hohen Absätzen zusätzlich zu meinen 1,78 Metern fast alle überragte. Enge Röcke nähte ich mir selbst - Hosen gab es für Frauen leider noch nicht. Die Kleidung war selbstverständlich vor allem schwarz, bis auf rote oder grüne Schuhe. Ich erschuf mich selbst als Bild, als Typ, wollte anders sein, anderes machen, anders aussehen, anderes gut finden als die meisten - und dafür möglichst kein Geld brauchen.

Ich lebte äußerst bescheiden von dem Geld, das ich in den Semesterferien in verschiedenen Fabriken und im Meinungsforschungsinstitut Emnid verdiente - 87 bis 93 Pfennig pro Stunde. Außerdem bekam ich jetzt eine staatliche Ausbildungsbeihilfe von 85 Mark, für die ich nach jedem Semester so genannte Fleißprüfungen ablegen musste. Ich ernährte mich überwiegend von Haferflocken und dem Mensa-Essen zu 35 Pfennig. Die öffentlichen Verkehrsmittel waren tabu, ich erledigte alles mit dem Fahrrad. Regnete es im Sommer, fuhr ich barfuß zur Universität und verstaute mein einziges Paar Schuhe auf dem Gepäckträger, damit es nicht nass wurde. Mein wichtigstes Kleidungsstück, im Winter wie im Sommer, war eine selbst gestrickte Jacke aus silbergrauem Mohair - deswegen wurde ich »Graue Dame« genannt.

Dass ich nicht in Kneipen oder Cafés gehen konnte, nicht ins Theater, nicht in Konzerte oder Opern, spielte angesichts der vielen anderen Möglichkeiten gar keine Rolle. Ich las in Bibliotheken oder im Park, ich hörte Vorlesungen in verschiedenen Fächern und schrieb akribisch mit, auch das, was ich nicht verstand. Ich hatte wieder Gesangsunterricht und war im Motettenchor der Musikhochschule. Ich hatte, bevor ich meinen Freund kennen lernte, viele hilfreiche Kumpelverhältnisse. Einer schenkte mir einen gebrauchten

Plattenspieler und die ersten Platten – Monteverdi, Bartók, Chopin – und einen Tauchsieder. Mit einem anderen radelte ich an Wochenenden durch den Schwarzwald, mit dem nächsten fuhr ich mit dem Motorrad zum Kaiserstuhl, um Nachtigallen zu hören. Ein anderer erlaubte mir, ab und zu auf seinem Klavier zu üben. Auf den Teeabenden – geselligen Treffen von Professoren und Studenten am Ende eines jeden Semesters – habe ich öfter Chansons gesungen: »Illusionen ... sind das Schönste auf der Welt ... Illusionen sich verlohnen ohne Zweck und ohne Sinn, nur nicht denken, sich verschenken, denn wer weiß, wo ich schon morgen bin!« Oder Songs mit selbst gedichteten Texten auf die jeweiligen Professoren: »Schade, ach schade, alles nur Schein, jede Fassade fällt einmal ein.«

Nach anfänglichen Irrungen landete ich im Studiengang Psychologie, der damals noch neu und wenig festgelegt war. Schon als Anfängerin wagte ich kritische Einwände. Ein Professor gestand mir einmal nach einigen Gläsern Wein, meine Bemerkungen hätten ihn nicht nur einmal in Verlegenheit gebracht.

Geschadet hat mir die kritische Haltung nicht, es taten sich immer wieder neue Türen auf. Ich war leicht zu begeistern und ließ mich von verschiedensten Studieninhalten faszinieren. Nach dem Diplom wurde ich ermuntert zu promovieren, eine Aussicht, auf die ich selbst nicht gekommen wäre. Aber ich hatte eine Promotionsidee, und mit dieser erhielt ich ein Stipendium bei der Studienstiftung des Deutschen Volkes. Das war damals äußerst komfortabel, und so kam ich Schritt für Schritt vorwärts, ohne von besonderem Ehrgeiz getrieben oder von speziellen Berufszielen gezogen zu sein. Um mich herum herrschte Aufbruchstimmung, an Arbeitslosigkeit dachte niemand. Berufliche Selbstständigkeit war eine Selbstverständlichkeit. Mein Leben war im wörtlichen Sinne ungebunden, und ich fühlte mich vollkommen gleichberechtigt.

Nicht einmal meine Wirtinnen, bei denen ich, wie damals üblich, als Untermieterin in einem kleinen Zimmer wohnte, haben mich irgendwie eingeengt. Ich hatte häufig Männerbesuch, von Studienkollegen, später von meinem Freund, und nicht ein einziges Mal wurde das mit dem Verweis auf den Kuppeleiparagraphen untersagt. Dabei konnte ja bis 1969 noch bestraft werden, wer Gelegenheit zur »Unzucht« verschaffte. Meine Wirtinnen waren da eher großzügig, oft auch neugierig. Vor meinem Freund, einem höflichen und zurückhaltenden Menschen, der gut mit älteren Frauen umgehen konnte, hatten sie richtig Respekt und luden uns öfter zu Kaffee und Kuchen ein. Ich glaube, vieles war möglich, wenn man es selbstverständlich machte. Diese Selbstverständlichkeit habe ich damals als bewusstes Gegenprogramm zu meiner alten Schüchternheit entwickelt: ohne besondere Rücksicht auf herrschende Konventionen das zu tun und zu sagen, was ich für richtig hielt.

Für meine Schwester dagegen sind die fünfziger Jahre so restriktiv gewesen wie ihr Ruf. Sie bekam 1959 als Junglehrerin im Sauerland ein uneheliches Kind. Meine Mutter unterstützte sie trotz anfänglichen Entsetzens, trotz Abwendung eines großen Teils der Verwandtschaft und riesiger Vorbehalte seitens der Umwelt. Sie zog zu ihr und blühte mit der neuen Aufgabe bald richtig auf. Meine Schwester hatte sich das Kind gewünscht, konnte aber mit dem Erzeuger nicht zusammenleben. Er war verheiratet. Für ihr Umfeld war das Kind ein nachhaltiger Fehltritt. Die Schulleitung leitete ein Disziplinarverfahren ein. Meine Schwester wurde in die nächste Großstadt versetzt mit der Auflage, so entfernt wie möglich von der zugeteilten Schule zu wohnen, damit die Schüler ihr nie mit dem Kind begegnen könnten. Als sie sich anfangs an einen Pfarrer um Hilfe bei der Suche nach einer Tagesmutter wandte, wurde sie abgewiesen: »Im Prinzip helfen wir berufstätigen Frauen bei der Kinderbetreuung gern, aber nicht im Fall eines unehelichen Kindes. Dafür ist die Kirche nicht da.« Sie erfuhr

immer wieder Diskriminierungen als ledige Mutter, lebte im Bewusstsein des Ausgegrenztseins, wenn auch mit Stolz auf ihren Mut. Wie sich erst Jahrzehnte später anhand vergessener Briefe herausstellte, war die Diskriminierung allerdings weniger durchgängig, als es sich in ihrer Erinnerung festgesetzt hatte. Eine Nachbarin aus Bethel hatte ihr zum Beispiel geschrieben: »Sie sind jetzt allein verantwortlich – Welch eine Würdigung!«. Und der Betheler Gemeindepfarrer hatte ihr in einem vierseitigen, handgeschriebenen Brief in warmherzigen Worten zur Geburt ihres Sohnes gratuliert: »Es gibt nichts Schöneres als ein neues Kind« und seine Hilfe angeboten. Warum hat meine Schwester diese positiven Reaktionen vergessen? Wäre ihr Leben vielleicht anders verlaufen, wenn sie solche Stimmen wahrgenommen hätte?

Politik hat mich in den fünfziger Jahren wenig interessiert. Ihr haftete noch der Geruch eines schmutzigen Geschäfts an, dem ich mit Misstrauen begegnete. Ich hielt zwar die Umerziehungsprogramme der amerikanischen Besatzung für wegweisend und beneidete alle Austauschschüler und -studenten, die zu einem USA-Aufenthalt reisen konnten. Aber »Demokratie« war für mich noch ein ziemlich leeres Wort. Das wichtigste Wort war »Freiheit«. Ich war fasziniert von existentialistischen Ideen, von der Vorstellung, dass man sich von Wurzeln und Herkünften selbst entbinden kann, dass man neu anfangen und handeln kann und dafür die volle Verantwortung übernehmen muss. Das heißt natürlich nicht, dass die Fähigkeiten der »Selbsterschaffung« unbegrenzt sind. Aber die Freiheitsidee macht Möglichkeiten sichtbar, die verstellt bleiben, wenn man sich in erster Linie von unterdrückenden Verhältnissen determiniert und als Opfer äußerer Mächte sieht.

Seit 1962 arbeitete ich in West-Berlin als Assistentin, dann als Assistenz-Professorin am Psychologischen Institut und schließlich als Professorin im Fachbereich Erziehungswissenschaften der Technischen Universität.

Meine Politisierung entzündete sich am eigenen Arbeitsbereich. Es war die Kritik am mangelnden Gesellschaftsbezug der damaligen Psychologie, durch den die Probleme der einzelnen Menschen immer wieder im psychischen Mikrokosmos gefangen blieben.

Mein Freiheitsverständnis war weder antikommunistisch noch kommunistisch und fand sich weder im konservativen Slogan »Freiheit statt Sozialismus« wieder noch im linken »Lieber rot als tot«. Das Studium marxistischer Klassiker weckte zwar Sympathie für die sozialistische Idee, aber meine Sympathie für die DDR blieb verhalten. Den enttäuschenden und bedrückenden Erfahrungen, die sich auf den Transitstrecken und bei privaten Besuchen regelmäßig wiederholten, wollte ich damals jedoch nicht wirklich nachgehen, denn mit dem Ergebnis wäre man sofort auf die rechte Seite des Politiksystems katapultiert worden.

Mit einigen Kadern der kommunistischen Studentenorganisationen war ich anfangs noch befreundet. Aber meine Distanz wuchs, je dogmatischer und floskelhafter ihr Auftreten wurde. Es waren Nötigungen, Einschüchterungen und Totschlagargumente, eine Ideologieversessenheit, die nur eine Richtung des Denkens gestattete, eine Faschismuskritik, die schließlich Gewalt gegen das »System« rechtfertigten sollte.

Das war nicht das, was ich wollte.

Ich schloss mich der Frauenbewegung an und gründete Mitte der siebziger Jahre den Studienschwerpunkt »Frauenforschung«, der zu einem Sprachrohr vielfältiger Proteste und zu einem feministischen Sammelpunkt wurde. Dabei ging es nicht um Geschlechterbiologie, sondern um eine umfassende Gewaltkritik.

Die feministische Kritik am Ausschluss der Frauen und die Überzeugung von ihrem nicht realisierten Potential provozierte einen ungeahnten Diskussions- und Arbeitseifer, auch heftige Kontroversen, ein Themenspektrum, das geradezu unendlich war. Es war eine euphorisierende

Erfahrung von Selbstermächtigung und Mut, die Erfahrung, dass man selbst Initiative ergreifen und mit anderen handeln kann. Viele sagen im Nachhinein: »Das war die lebendigste Zeit meines Lebens.«

Die Wende 1989 brachte dann noch einmal eine deutliche Zäsur. Viele Studierende kamen jetzt aus der DDR, und es stellte sich schnell heraus, dass die meisten von ihnen mit dem Feminismus nicht viel anfangen konnten. »In der DDR hatten wir Gleichberechtigung«, hieß es immer. Dass es im Feminismus um viel mehr ging, war schwer zu vermitteln. Ich fand es falsch, ihnen »unsere« Positionen einfach vorzusetzen, und suchte nach einem Weg, gleichberechtigt an einem Stoff zu arbeiten, der für beide Seiten herausfordernd und neu war. Das führte zu einer jahrelangen Beschäftigung mit dem Thema Dialog und zum Studium der Werke von Hannah Arendt.

Hannah Arendts Art des Denkens, ihre Analyse des Totalitarismus, ihre Beschreibung des banal Bösen, ihr Bestehen auf der Pluralität als Grundlage des Politischen, ihr »Denken ohne Geländer« – das alles waren und sind für mich Inspirationsquellen, Neuanfänge, die mit Brüchen verbunden sind, mit der Verabschiedung festgefahrener Positionen und falscher Beheimatungen. Arendts Denken ist das Glück, die Engen im Kopf erweitern und den Horizont öffnen zu können – und das Glück, die Gedanken mit anderen zu teilen.

Meine Mutter hat mich so lange vorbehaltlos unterstützt, wie mein Weg ihrem traditionellen Lebenskonzept noch nicht direkt widersprach. Das Psychologiestudium hat sie akzeptiert, ebenfalls meinen Freund. Erst als ich Anfang der siebziger Jahre die Konventionen deutlich überschritt, aus einer kurzen Ehe ausbrach, zur alleinerziehenden Mutter wurde und mein Erfolg an der Universität sich abzeichnete, begann ein großes Schweigen. Das höchste Ziel meiner Mutter war gewesen, dass ihre Töchter einen angesehenen Mann heiraten, Kinder kriegen und die Familie an die erste

Stelle setzen - Berufstätigkeit erschien ihr wohl doch nur als Mittel zum Zweck. Dass ich Professorin wurde und mich zunehmend öffentlich engagierte, hat sie vor ihren Bekannten immer verschwiegen, ihr war das eher peinlich. Bis zuletzt hat sie hartnäckig übergangen, worum es mir in meiner Arbeit ging, obwohl ich ihr darüber immer berichtet und jede Woche zwei Mal geschrieben habe. Worüber ich nachdachte, welche Projekte ich startete, welche Bücher oder Artikel ich publizierte, das hat sie alles ignoriert. Ihre einzigen Fragen betrafen meinen Sohn, ihren Enkel. Ich aber, ihre Tochter, war ihr irgendwie abhandengekommen. Meine Lebensentscheidungen lehnte sie ab, sie muss sie abwegig gefunden haben, vielleicht hat sie sie auch auf ein Erziehungsversagen ihrer selbst zurückgeführt.

Es ist ein wunder Punkt geblieben. Ich habe zwar oft versucht, aber es nicht geschafft, mich mit ihr zu verständigen. Die Beziehung zu ihr fand dann aber noch ein schönes, versöhnliches Ende. Kurz vor ihrem Tod 2001 war ich in Polen und habe zum ersten Mal meinen Geburtsort besucht. Ich hatte ein eigenartiges Vorgefühl, wollte die Reise auf keinen Fall verschieben. Denn ich wollte Fotos machen, um sie meiner Mutter zu zeigen und ihr etwas aus Neuwedell zu erzählen, wo sie ja die schönste Zeit ihres Lebens verbracht hatte. Mit dem polnischen Priester konnte ich mich sprachlich zwar nicht verständigen. Aber er verstand, wer ich war, als ich ihm ein Foto zeigte, auf dem ich als kleines Mädchen vor dem Pfarrhaus zu sehen war. Er war sehr nett und führte mich durch das Haus und die Kirche. Am nächsten Morgen beim Gottesdienst war die Kirche überfüllt, die Menschen standen noch in Trauben vor der Tür.

Ich habe das alles fotografiert, das Pfarrhaus, den Garten, die Bäume, den See, die Kirche, den verkürzten Kirchturm, die neuen Glocken. Und kam zurück und meine Mutter lebte noch einmal auf, als sie die Bilder sah, und hat immer wiederholt: Ach, das ist ja so schön, dass es da noch Leben

gibt. Ist ja egal, wenn die jetzt katholisch sind, ist ja egal.
Hauptsache, da sind noch Menschen, und ihnen geht es gut.
Ein paar Tage später ist sie gestorben.

FRAU, EHE UND FAMILIE

Das schaffen wir auch noch.« Dieser Satz der Mutter hat sich der zehnjährigen Bärbel tief eingeprägt, auch wenn die Umstände eher banal waren. Eine Steckdose führte keinen Strom mehr. Da drehte die Mutter eine Sicherung heraus, entfernte die kleinen Schrauben im Innern der Dose, zog den Kabelträger aus dem Putz, befreite einen Draht, der sich gelöst hatte, ein weiteres Stück von seiner Isolierung und schob ihn zurück in den Kabelträger. Seit dieser Reparatur ist Bärbel der festen Überzeugung, dass Frauen fast alles können, wenn sie es mit der nötigen Umsicht angehen.

Bärbel bewunderte ihre starke und entschlossene Mutter. Vor den Bombenangriffen in Berlin hatte sie die beiden Töchter in Ostpreußen in Sicherheit gebracht; vor den anrückenden Sowjets war sie mit ihnen wieder Richtung Westen geflohen. Sie hatte einige Monate Zwangsarbeit durchgehalten, nachdem ihr Treck in Pommern von der Sowjetarmee überrannt worden war (von ihrer Vergewaltigung erfuhr Bärbel erst viel später), und hatte, obwohl durch Fleckfieber völlig entkräftet, die Kinder im Dezember 1945 wieder heil in die Wohnung nach Berlin zurückgebracht.

Da war ihr Mann, ein Huf- und Wagenschmied aus Westpreußen, bereits vollständig erblindet. Das erste Auge hatte er vor dem Krieg durch einen Splitter bei der Arbeit verloren. Das zweite Auge verlor er nach dem Krieg, als er bei Bergungsarbeiten auf eine Mine trat. Bärbel stieß nach der Rückkehr aus Ostpreußen auf einen Vater, der mit seinem Schicksal haderte, weil er die Verantwortung als Familienoberhaupt hatte abtreten müssen. Es war seine Frau, die hamstern und stoppeln ging, als die Familie am Verhungern war, während ihr Mann im Bett lag, um Kalorien

zu sparen. Es war seine Frau, die bei Wind und Wetter als Verkäuferin an einem Obststand ausharrte, während er sich von Bärbel führen lassen musste, um ihr die warme Suppe zu bringen, die sie selbst vor Arbeitsbeginn gekocht hatte.

Allein war er zu fast nichts mehr imstande. »Bärbel, scheint die Sonne noch? Passen die Socken zueinander? Wo liegt meine Jacke?« Bärbel, gerade einmal zehn, zwölf Jahre alt, las ihm die Rentenbescheide vor, zwei, auch drei Mal, weil er sich den Inhalt nicht merken konnte. Bärbel schrieb die Antwortbriefe an die Behörden, obwohl sie manchmal einen ganzen Tag lang an einem Satz herumbastelte. Bärbel führte den Vater zum Arzt, zum Blindenverein, und sie führte ihn bis vor die Wohnungstüren seiner Geliebten.

»Warum lässt du dich nicht scheiden«, fragte Bärbel die Mutter. Doch eine gläubige Katholikin ließ sich nicht von einem blinden Mann scheiden. Glücklicherweise, sagte sie später einmal, habe er es nur mit »soliden« Frauen getrieben, die es nicht auf seine Versehrtenrente abgesehen, sondern von der eigenen Kriegerwitwenrente gelebt hätten. Wütend wurde die Mutter nur, wenn sich das Verhalten ihres Mannes gegen die Töchter richtete. Als sie von einer Hamsterfahrt einmal früher als erwartet nach Hause zurückkehrte, sah sie ihn mit eigenartig hüpfenden Bewegungen in der Küche umherlaufen. Er hatte, als sich der Schlüssel in der Wohnungstür drehte, blitzschnell heiße Kartoffeln in die Hosentaschen gleiten lassen. Was für alle gedacht war, sollte eine Mahlzeit nur für ihn werden. Seit diesem Vorfall wusste Bärbel: Wenn Menschen wirklich darben, hört die Solidarität selbst in der Familie auf.

Sie schämte sich für diesen Vater, der seine Frau betrog und umso aggressiver und gemeiner wurde, je hilfloser er sich fühlte. Andere Familien in der Nachbarschaft besaßen Mitte der 1950er Jahre bereits einen Fernseher, doch Bärbels Vater lehnte den Kauf ab: Ich sehe ja sowieso nichts. Er weigerte sich auch, die Stromrechnung zu bezahlen: Ich verbrauche keinen Strom. Um zu zeigen, dass er sich trotz

Blindheit nicht hintergehen ließ, sann er auf immer raffiniertere Methoden der Kontrolle. Wenn Bärbel sich abends mucksmäuschenstill in eine Ecke der Wohnung zurückzog, um nicht von ihm in Dienst genommen zu werden, kontrollierte er die Glühbirnen: Wenn sie heiß waren, wusste er, dass Licht brannte.

Bärbel war oft wütend auf ihn, manchmal hasste sie ihn geradezu. Doch wenn er sich durch das Zimmer tastete, stieg wieder Mitleid in ihr auf. Wir lassen ihn nicht in sein Unglück laufen, hatte sie sich mit ihrer Schwester geschworen. Wir lassen ihn nicht allein in der Stadt zurück, wir verschweigen ihm auch nicht, wenn er oben vor einer Treppe steht. Allein gelassen, verirrte und verletzte er sich. Nicht selten sah Bärbel ihn mit blauen Flecken oder Platzwunden am Kopf, weil er in der Wohnung gegen eine Schranktür gelaufen oder über eine Tasche gestolpert war.

Glücklicherweise entspannte sich die Situation Mitte der fünfziger Jahre. Bärbels Vater wurde als Kriegsoffer anerkannt, erhielt eine Versehrtenrente in der Höhe eines Handwerkerlohns und einen Blindenhund. Die Mutter konnte zu Hause bleiben, Bärbel der Familie entfliehen und ein Studium aufnehmen. Im Rückblick erscheint ihr die Lage schwieriger als damals: »Damals hatten wir nicht das Gefühl, dass es uns besonders schlecht ging. Millionen anderer Haushalte lebten unter ähnlich schwierigen Familienverhältnissen.«¹

Zwölf Millionen Flüchtlinge und Millionen von Ausgebombten lebten damals in Restdeutschland auf engstem Raum. Fast jede Großfamilie hatte Verluste zu beklagen. 3,25 Millionen Soldaten waren gefallen, 1,21 Millionen kamen noch in der Gefangenschaft um. Die elf Millionen Kriegsgefangenen kehrten erst allmählich zu ihren Familien zurück – die letzten nach Adenauers Intervention in Moskau 1955. Rund 750 000 Schwerversehrte waren zudem von Versorgern zu Versorgten geworden, und unter jenen,

die den Krieg äußerlich heil überstanden hatten, hatten viele Schaden in ihren Seelen genommen. Sie schreckten nachts aus den immer gleichen Alpträumen hoch, wurden apathisch, depressiv, lebensuntüchtig. Besonders unter den Spätheimkehrern, die jahrelang gehungert und schwere Arbeiten verrichtet hatten, blieben viele reizbar, egozentrisch, unfähig zum Dialog, selbst wenn sie – nach der häufigen Diagnose von Dystrophie – körperlich wieder aufgepäppelt waren.

Der Gedanke an ihre Liebsten hätte sie am Leben erhalten, so sagten fast alle Soldaten und Spätheimkehrer nach der Rückkehr. Das Heim hatte ihre Hoffnung auf eine liebevolle, ordentliche, geschützte Aufnahme symbolisiert. Umso größer war die Enttäuschung, wenn sie nach Jahren der Abwesenheit nicht mehr die Frauen vorfanden, die sie verlassen hatten.

»Ja, wir haben Haare auf die Zähne gekriegt«, bekannte eine Frau in einem Brief an ihren Mann, »und ich gebe mich da keinen Illusionen hin, so schwer es jetzt auch für uns beide ist, das Bitterste steht uns noch bevor, wenn wir uns wieder zusammenbeißen müssen.«² Sie merke, notierte eine Berlinerin 1945 in ihrem Tagebuch, »dass sich mein Gefühl, das Gefühl aller Frauen den Männern gegenüber ändert. Sie tun uns leid, erscheinen uns so kümmerlich und kraftlos. Die männerbeherrschte Nazi-Welt wankt – und mit ihr der Mythos ›Mann‹. Am Ende dieses Krieges steht neben vielen anderen Niederlagen auch die Niederlage der Männer als Geschlecht.«³

Manche Männer fühlten sich nicht nur verachtet, sondern auch angeklagt. Die 1943 geborene Journalistin und Schriftstellerin Elke Heidenreich erinnerte sich »an einen entsetzlichen Streit zwischen meinen Eltern, der damit endete, dass meine Mutter meinen Vater kalt ansah und sagte: Spiel dich nicht so auf. Letzten Endes bist du nichts anderes als alle anderen auch – ein Mörder. Mit diesem Satz